

Schicksalsfahrt

von
Willy Ruppel



Illustriert von W. Helwig

Während ich meine Sachen in den mit genialer Raumverteilung in der gemütlich-kleinen Kabine verteilten Schubladen und Schränkchen unterbrachte und dabei ab und zu einen zufriedenen Blick durch die Luke auf die spiegelglatte See warf, über der die zitternden Lichtfünkchen der südlichen Sonne tanzten, wiederholte ich den Schwur: Keine Bordfreundschaft! Nicht reagieren, wenn je einmal abends, beim Flimmern des Mondlichts auf den Wellen oder beim Meerleuchten, eine Dame gesprächsweise durchfließen lassen sollte, daß sie sich einsam fühle und jenes gefährliche Bekenntnis ablegen, daß sie — unbedingt! — an platonische Freundschaft zwischen Mann und Weib glaube!

Arbeitsmüde, vom jahrelangen Umherziehen in Hotels, gegen „Leute“ gleichgültig und abgestumpft, wollte ich auf dieser ganzen Fahrt nichts sein, als stiller Beobachter und mich im übrigen der absoluten Ruhe freuen, wie sie nur eine längere Seereise gewährt. Da ich über die Jahre hinaus bin, in denen Grundsätze nur aufgestellt werden, damit sie vom ersten besten hübschen Frauengesicht hinweggelächelt werden, fühlte ich mich absolut sicher, als ich, von meinem Deckstuhle aus oder während der Promenade um das Schiff, der üblichen Anknüpfung der Bordbekanntschaften zusah, wie sie während der ersten Reisetage zur Sonderung der Passagiere in gewisse Gruppen führt. Ich war ganz Zuschauer. Es war mir unendlich gleichgültig, daß die Gattin des netten jungen deutschen Diplomaten am zweiten Tage in

einem aufsehenerregenden Rohseidenkleid erschien, daß Madame X., die junge brasilianische Witwe, beim ersten Diner eine schwarze Spizentoilette über mattvioletter Seide trug, die die Augen aller Damen in neidischer Bewunderung erglänzen ließ, daß Mrs. Y. aus Chikago bereits mit dem Kapitän, an dessen Seite sie bei Tische saß, heftig zu flirten begann. Die Herren interessierten mich in ihrer üblichen Typenmischung vom jungen eleganten Globetrotter bis zum grauhaarigen, anekdotenerzählenden Geschäftsmann, noch weniger. So sollte es auch bleiben. Vom Weckruf, den der Trompeter morgens mit der Melodie eines alten Seemannsliedes durch die Gänge sandte, bis zum Abendkonzert der Stewardkapelle und zum letzten Blick auf die im Mond- oder Sternenlicht schimmernde Kiellinie unseres Schiffes, wollte ich ganz mir selbst gehören. So hatte ich gedacht. Daß es anders, ganz anders kam, daran waren drei Menschen schuld.

Die drei Menschen weckten, nachdem ich sie nur ein paarmal aus der bunten Schiffsgesellschaft hatte auftauchen sehen, mein Interesse derart, daß meine Beobachtung sie nicht mehr loslassen konnte. Ich kann wirklich nicht mehr sagen, wer von den dreien zuerst meine Aufmerksamkeit fesselte: Professor Norman, Bildhauer aus Budapest, wie in der Passagierliste stand, seine Frau, offensichtlich Amerikanerin, oder Fräulein Maria Rainer, wohl die Gesellschafterin. Er, groß, schlank, dunkel, sehr lebhaft, mit glattrasiertem Gesicht, durch das sich die Linien eines leidenschaft-